

Pablo Picasso

Pablo Picasso
Die Lebensgeschichte



Dagmar Feghelm

Pablo Picasso

Die Lebensgeschichte

PRESTEL

München · Berlin · London · New York

Inhalt

Inhalt

Prinz Pablo

7

Zwei Farben: Blau und Rosa

20

Experimente mit dem Pinsel

33

Fünf Ballette und eine Ballerina

45

Drei Frauen und ein Kind

57

Gute Zeiten, schlechte Zeiten

66

Der Sonnenkönig

85

Zeitleiste

102



**Zwei echte Picassos! Der kleine Paulo,
gemalt vom großen Pablo, ist dem
Papa wie aus dem Gesicht geschnitten.**

Prinz Pablo

Prinz Pablo

Málaga im Jahr 1886: jeden Morgen das gleiche Schauspiel!

Nur mit größter Mühe gelingt es dem Dienstmädchen der Familie des Malers José Ruiz Blasco, den kleinen Pablo aus der Haustür zu bugsieren und Richtung Schule zu zerren. Mutter, Großmutter und Tanten blicken ihrem schreienden Liebling besorgt hinterher. Wird man Pablito heute schimpfen, weil er ständig in seinen Heften herum-malt? Wird er wieder ausgelacht, weil er mitten im Unterricht ans Fenster geht und den Leuten auf der Straße zuwinkt? Und vor allem: quält man den armen Jungen heute wieder mit dem grässlichen Rechnen, wo er doch nicht davon abzubringen ist, in den Zahlen immer nur irgendwelche Formen und Figuren zu sehen? Die 7 ist für ihn eine umgekehrte Nase, die 0 das Auge einer Taube – und schwups, statt einer ordentlichen Rechenaufgabe mit Plus und Minus prangt da ein neues Bildchen auf dem Blatt...

Nun, das war zu erwarten bei einem Kind, dessen erstes Wort nicht etwa »Mama«, sondern »piz, piz« war – für »lápiz«, Bleistift, der sein liebstes Spielzeug ist. Wie schnell der Kleine raushatte, dass er für seine schwungvoll hingezichneten Spiralen Lob und

einen Gebäckkringel einheimsen konnte! Nicht, dass man für dieses Talent bei ihm daheim kein Verständnis hätte – Pablos Vater ist schließlich Künstler. Als Zeichenlehrer an der Kunstschule der kleinen Stadt am Mittelmeer fristet er ein bescheidenes Dasein. Mit seinen Taubenbildern aber hat er sich einen Namen gemacht. Wer in Málaga auf sich hält, hat einen von Ruiz feinsäuberlich gemalten, goldgerahmten Taubenschlag im Esszimmer. Für sich ist der Vater mit dem bisschen Ruhm ganz zufrieden.



Welch ein Talent!
Aus ihm soll etwas werden.

Als Spross einer altehrwürdigen, leider verarmten Familie und ehemaliger Lebemann von elegantem Aussehen sieht er sein

Glück nicht in Geld und Karriere. Sein Sohn aber gibt Anlass zu den schönsten Hoffnungen. Welch ein Talent! Aus ihm soll etwas werden. Zum Beispiel Porträtmaler oder gar Professor der Kunstakademie. Unter Anleitung von Papa muss sich der Junge nicht mit Kindergekrakel aufhalten. Stellt er sich nicht erfreulich geschickt an beim Abmalen von Vaters Bildern? Schon im zarten Alter von fünf Jahren hat er verstanden, dass er beim Zeichnen einer Taube von ihren geometrischen Grundformen ausgehen muss. Wenn er doch an der Kunstschule mehr so gelehrige Schüler hätte! Wenn Pablo doch in allem so eifrig und geschickt wäre wie beim Zeichnen!

Auch die Frauen des Hauses sehen in Pablo ein wahres Wunderkind. Schon seine Geburt war ein Wunder! Damals, in der Nacht des 25. Oktober 1881, hielt man ihn zunächst für tot. Maßlose Verzweiflung! Als Onkel Salvador ihm als letzten Belebungsversuch den Rauch seiner Zigarre fest ins stille Gesichtchen pustet – da brüllt er aber los, der Stammhalter! Um ihn auf seinem Lebensweg recht vielen Heiligen ans Herz zu legen, spart man bei der Taufe nicht mit Vornamen. Weil »Pablo Diego José Francisco de Paulo Juan Nepomuceno María de los Remedios

Crispín Crispiano Santísima Trinidad Ruiz y Picasso« im Alltag doch etwas sperrig klingt, ruft man ihn Pablo Ruiz. Ein Prinz ist er auch so. Besonders für seine Mutter María Picasso López. Dass ihr Pablo etwas Besonderes ist, steht für sie fest! Schon der Blick des bildhübschen Kleinen – wer kann ihm widerstehen? Mit Sicherheit wird er einen kometenhaften Aufstieg nehmen. Darauf kann man ihn nicht früh genug vorbereiten: »Wenn du Soldat wirst, wird mit Sicherheit ein hoher General aus dir, wenn du Mönch wirst, schaffst du es bis auf den Papstthron.«

Doch Pablo will nicht General oder Papst werden. Auch nicht Professor. Eher schon Torero! Aber eigentlich will er immer nur malen und zeichnen. Nichts ist vor seinem Stift sicher. Sogar an den antiken Muskelprotz Herkules, dessen Bild im Flur hängt, wagt er sich. Mit acht Jahren malt er sein erstes Ölbild – einen Stierkämpfer. Das Betüddeln der Frauen um ihn herum lässt sich der Wunderknabe gern gefallen, ansonsten lebt er ungestört in seiner eigenen Welt. Die kam bisher nur einmal ins Wanken. Als er drei Jahre alt ist,

zwingt ein Erdbeben die Familie zur überstürzten Flucht. Drei Tage später hat er eine Schwester. Ist das nicht seltsam? Für Pablo gehören Naturkatastrophe und Geburt als geheimnisvolle göttliche Machtzeichen nun zusammen. Und nichts Geringeres als dieses Erdbeben läutet auch das wahrhaft erschütternde Ende seines Weltbilds ein. Seine Prinzenrolle als einziges Hätschelkind der Familie ist mit Lolas Geburt für immer dahin!

Das nächste Desaster, das ihn trifft, ist der Alptraum Schule. Papa verhindert das Schlimmste. Bald kann Pablo auf die kleine Privatschule eines väterlichen Freundes wechseln. Auch dort bringt das jeglichem Lehrstoff abgeneigte kleine Zeichengenie

**Dass ihr Pablo etwas
Besonderes ist, steht für sie fest!
Wer kann ihm widerstehen?**



alle zur Verzweiflung. Seine Art von Intelligenz ist einfach nicht schulthaft! Weil Pablos Aufmerksamkeit sowieso nur dem quälend langsamen Zeiger der Uhr gilt, darf er die Stunden nun mit dem Zeichenblock bei der Frau des Direktors in der Küche zubringen. Und bevor die Familie nach La Coruña zieht, schafft es der Vater, ihm im heimischen Málaga schnell noch nachsichtige Prüfer für das Übertrittszeugnis zu verschaffen.

La Coruña

Weil der Vater seine Arbeit verliert, muss er 1891 eine Stelle als Lehrer im fernen La Coruña annehmen. Die Schifffahrt in die neue Heimat geht strikt gen Norden und verläuft stürmisch. Gewöhnt ans Mittelmeerklima, ist die Ankunft der Familie an der spätherbstlich rauen Atlantikküste ein Schock. Dem folgt ein Kulturschock – das galizische Spanisch unterscheidet sich himmelweit vom andalusischen! Auch die Menschen sind anders. Am meisten bedrückt dies Don José: »In La Coruña verließ mein Vater nie das Haus, außer um in die Kunstschule zu gehen. Die übrige Zeit saß er am Fenster und sah zu, wie es regnete... Kein Málaga, keine Stiere, keine Freunde, nichts.«


Pablo aber scheint sich überraschend gut einzugewöhnen. Mit zehn Jahren ist er im besten Lausbubenalter, und so einer findet überall Anschluss. Schon in Málaga hat er sich bei den Zigeunern seines Viertels rumgetrieben und von ihnen allerlei Tricks gelernt, Rauchen durchs Nasenloch etwa. Er ist zwar klein für sein Alter, aber beileibe kein Milchbubi! So dauert es nicht lang, und er ist in La Coruña Anführer einer Bande von Jungs. Vielleicht wegen seiner typisch andalusischen Leidenschaft für den Stierkampf? Jedenfalls sind Stierkampfspiele in seiner Clique absolut angesagt. Mit wechselnden Rollen macht man den Stier oder den Torero. Einer muss seine Jacke als Capa opfern, um den Stier zu reizen. Aus dem verschreckten ABC-Schützen

mit Lernproblemen ist ein frecher Bengel mit Lernproblemen geworden – auch eine Karriere!

1892 wechselt Pablo an die Kunstschule. Hier besucht er die Klasse des Vaters. Der schon sein Wunderkind kein bisschen. Wie alle anderen muss Pablo das ganze Pipapo der akademischen Ausbildung durchlaufen. Als da wäre: das Kopieren von Gipsfiguren. Das Zeichnen nach Vorlagen. Und das Zeichnen nach lebenden Modellen. Brav macht Pablo Kohlestudien von rechten Beinen, linken Daumen, rechten Händen und linken Füßen. So hat seine Lehre von der Pike auf wahrlich Hand und Fuß!

Hat er die Hausaufgaben gemacht und zum x-ten Mal das Auge irgendeiner antiken Statue abgezeichnet, lässt der Elfjährige seiner Phantasie freien Lauf. Bewaffnet mit dem Bleistift betritt er die Stierkampfarena. Gleich ist er mitten in einer dramatischen Szene (Abb. S. 101) Gebannt verfolgt das Publikum den Kampf. Olé! Oje! Der Torero! Er ist gestolpert! Sein Schwert fällt zu Boden. Der Stier steht vor dem Tuch. Er strotzt vor Kraft. Gleich wird er seine Chance wittern. Wird er den wehrlosen Torero überrennen? Ihm seine Hörner in den Leib rammen? Mit schnellen, sicheren Strichen malt Pablo sich und uns die Situation auf Leben und Tod aus. Wem das zuviel ist, der drehe das Blatt. Und schon haben fünf Tauben, sorgfältig gezeichnet wie von Papa, ihren Auftritt. Friedlich gehen sie ihrer Lieblingsbeschäftigung nach – herumstehen und picken.

Nein, für Pablo ist die Zeit im kalten La Coruña nicht übel. Hier wächst sein Selbstbewusstsein – leider mehr als sein Körper. Dass er nie das Gardemaß des Vaters erreichen wird, ist traurig aber wahr. Er kommt eben mehr nach Mama, deren »Füße nicht auf den Boden reichten, wenn sie auf einem Stuhl saß«. Doch was soll's. Ein Genie muss Größe haben, nicht aber groß sein!



**Er ist zwar klein für
sein Alter, aber
beileibe kein Milchbubi!**

Das findet auch seine erste Liebe. Sie heißt Angeles und geht in seine Klasse. Man schreibt sich Briefchen. Aus den verschlungenen Initialen »AP«, die nun seine Hefte zieren, wird bald ein »APR« für »Angeles Pablo Ruiz« – er hört bereits die Hochzeitsglocken läuten! Die Eltern der Angebeteten hören eher das Gras wachsen. Ihre Angeles in den Fängen des Sohns dieses dahergelaufenen Zeichenlehrers! Sie wird sich die Chancen auf eine bessere Partie verderben! Da gibt's nur eins: das Kind muss eine Weile weg, weit weg, am besten zu Verwandten nach Pamplona. Noch nie hat Pablo eine solche Abfuhr bekommen. Seine Familie ist den Leuten nicht gut genug! Seine romantische Liebe wird in die Niederungen schmutziger Vermutungen und schnöder Berechnung gezerrt! Na, denen wird er's zeigen, wenn er groß ist!



Nun muss er, ob er will oder nicht, Maler werden – für immer und ewig!

Kaum hat Pablos erste Liebe ihr ernüchterndes Ende gefunden, lernt er zum ersten Mal den Tod kennen. 1894 erkrankt seine zweite Schwester, die achtjährige Conchita, an Diphtherie. Wochenlang beherrscht Hoffen und Bangen das Haus. Pablo legt heimlich ein Gelübde ab: wenn Gott macht, dass Conchita überlebt, wird er das Malen lassen, für immer! Ein größeres Opfer kann er nicht bringen. Im Januar 1895 stirbt Conchita. Also hat Gott gemerkt, dass er zweifelte, den Schwur halten zu können. Gott hat gesehen, dass er doch ein bisschen gemalt hat! Zur Strafe hat er Conchita sterben lassen. Er ist schuld. Wie böse der liebe Gott sein kann! Und wie gut. Hat er ihn damit nicht zum Künstler berufen? Erkauft mit dem Tod seiner Schwester! Dass sein tieftrauriger Vater nach Conchitas Tod nie mehr malen will, macht's nicht leichter. Damit hat er den Stab an ihn weitergegeben. Nun muss er, ob er will oder nicht, Maler werden – für immer und ewig!

Nach Conchitas Tod wird der Familie das Leben in La Coruña unerträglich. Zum Glück gelingt es dem Vater, seine Stelle mit einem Lehrer aus Barcelona zu tauschen. Vom äußersten Nordwesten geht es nun an die Nordostküste – damit hat die Familie im September 1895 Spanien einmal fast umrundet.

Barcelona

Nach La Coruña wirkt Barcelona wie eine Großstadt. Wuselndes Leben überall! Pablo streunt über breite Avenuen und durch enge Altstadtgassen, die erfüllt sind von Getöse, von katalanischen Liedern und Wortfetzen. Wieder eine neue Sprache! Alles ist ein paar Nummern größer als in Málaga oder La Coruña, auch die Kunstakademie. Schon der Prachtbau macht jeden Neuankömmling kleinlaut – nicht aber Pablo. Wie bitte? Er, Pablo Ruiz, muss eine Aufnahmeprüfung machen? Kein Problem! Hatte leider keine Zeit, die Füße der gewünschten Figur fertig zu zeichnen, und wenn die edle Gestalt etwas sauertöpfisch aus der antiken Wäsche guckt, dann sehen Sie, geehrte Herren Professoren, darin meinen Kommentar zu Ihrer langweiligen Aufgabenstellung! Frecher Bengel! Aber begabt, dieser vierzehnjährige Schnösel. Den stecken wir mal gleich zu den Fortgeschrittenen. Die Jungs werden ihm schon zeigen, was Sache ist!

Von wegen. Auch da steht er bald unter Genieverdacht. Kaum sind die Vorurteile der Katalanen gegen den Andalusier abgebaut – Torero, Sombrero und so, findet er Freunde und einen Freund, Manuel Pallarés. Der ist fünf Jahre älter. Kein Problem! Frühreif, wie Pablo ist, kann er bei den nächtlichen Streifzügen durch Cafés, Bars und zweifelhafte Kneipen lässig mithalten. Und Barcelona ist kein ungefährliches Pflaster! Wegen der großen Armut und Arbeitslosigkeit in der entstehenden Industriestadt wimmelt es von schweren Jungs, leichten Mädchen und politischen Wirrköpfen, die auch vor dem Bombenlegen nicht zurückschrecken.




Da steckt viel Arbeit drin – was dem ehrgeizigen 15-jährigen Maler immerhin eine Goldmedaille seiner Heimatstadt einbringt.

Diesem zweifelhaften Milieu steht eine gesellige Künstlerszene gegenüber, die den Jugendstil pflegt und jeden neusten Schrei aus Paris begeistert aufnimmt. Pablo ist, wie immer als Jüngster, mit-tendrin und produziert Karikaturen und Plakate am laufenden Band. Die hängt man in der Kneipe auf und trinkt sein Bier drun-ter. Ab und an fällt er mit Manuel in die Kindheit zurück und narrt die Passanten mit vom Fenster herabgelassenen Münzen am Faden, oder mit Steinchen, die mit sattem Plop auf Zylindern landen. Abends sind sie dann wieder ganz groß und ziehen los, ausgestattet mit einem einzigen Paar Handschuhen, das sie sich unauffällig teilen.

Daheim ist Pablo nur noch selten. Er lebt in dem winzigen Atelier, das ihm sein Vater besorgt hat. Nur Sonntags kommt er zum Essen, mit Manuel im Schlepptau. Der ist gern gesehen, die Eltern betrachten ihn als eine Art vernünftigen älteren Bruder für ihren Pablo. Wenn die wüssten... Doch so ganz lässt sich Pablo auch nicht treiben – schließlich ist er ehrgeizig! Noch malt er wie sein Vater realistisch. Dessen Anerkennung und die der Aka-demie ist ihm da sicher. Aber will er deren Lob? Na klar! Er will berühmt werden, und das geht nur mit Bildern, die der bürger-lichen Welt gefallen. Und Kunst kommt da immer noch von Kön-nen. Farbe, Raum und Perspek-tive müssen stimmen und brav die Wirklichkeit abbilden. Pah, das kann er längst. Auch wenn er

erst 15 ist. Warum er mit Paradeschinken wie »Wissenschaft und Nächstenliebe« (Abb. S. 14) keinen Preis gewinnt, ist ihm schlei-erhaft. Eigentlich passt doch alles: moralisch angehauchtes Thema, leicht rührselig. Diskrete Farben, fein abgestuft. Ordentliche Lichtführung, schön schummrig. Gut modellierte, runde Figu-ren. Und sein vornehmer Vater als Modell für den männlichen



**Frecher Bengel!
Aber begabt,
dieser vierzehnjährige
Schnösel.**

Charakterkopf! Tja, hat gerade mal für lobende Erwähnungen gereicht. Die Goldmedaille aus Málaga gilt nicht – Heimvorteil! Hat er nicht nötig. Ob's auf der Akademie in Madrid wohl besser wird?

Nein, die bringt ihn auch nicht weiter. Gleich im Herbst 1897 schwänzt er die Kurse und verlegt seine Studien in den Park, um mit den Mädchen zu flirten. Außerdem besucht er den Prado. Das berühmte Museum hat ihm einiges zu bieten: die Meisterwerke von Velázquez und Zurbarán, El Greco und Goya. Pablo ist hin und weg. Diese Künstler sind in ihrer Zeit verankert und haben doch eine unverwechselbare Handschrift. Er selbst malt immer nur »im Stil von«. Von wem? Von was? Von irgendwelchem alten Kram. Drum ist die Akademie eine Sackgasse! Zumindest für ihn. Er will auch einen eigenen Stil. Er will ein Neuerer sein! Es soll nicht heißen »Ruiz malt wie«, sondern man soll malen wie Ruiz! Ruiz? Pablo Ruiz? Wie klingt denn das – kurz, gewöhnlich, provinziell! Pablo Ruiz Picasso? Schon besser, aber zu lang, zu kompliziert... Pablo Picasso? Pab-lo Pi-casso... Ja! Zweimal »P« und das in Spanien seltene doppelte »s« – das klingt gut! Besser noch: Picasso. Einfach – Picasso! Das ist ein Name, den die Welt versteht. Der Name eines Genies! Wird Papa nicht beglücken, wenn sein edler Familienname wegfällt, aber – Picasso! Er muss doch einsehen, dass man sich mit diesem Namen einen Namen macht!

Leider erkrankt der neugeborene Pablo Picasso bald an einem bösen Scharlach, und da fährt man hinterher zum Kräftesammeln lieber heim. In Barcelona aber ist man ganz und gar nicht zufrieden mit ihm. Der Vater liegt ihm in den Ohren wegen seines Benehmens in Madrid. Onkel Salvador dreht gar den Geldhahn zu. Und dann droht Freund Manuel auch noch der Einzug zum Militär – wegen der Unruhen auf Kuba. Die Karibikinsel hat es satt, als Spaniens letzte Kolonie dazustehen. Abhängigkeiten, wo man hinschaut! Abhängigkeiten sind dazu

da, sich davon zu befreien. Manuel hat eine Spitzenidee: er will sich in Horta de Ebro verstecken, dem Bergdorf, aus dem er stammt – und Pablo soll mit.

Am Ende der Welt

Pablo geht mit und wird es nicht bereuen. »Alles, was ich weiß, habe ich in Pallarés' Dorf gelernt«, sagt er noch Jahrzehnte später. Was gab's denn da zu lernen, in diesem Kaff am Ende der Welt? Muss ein angehendes Genie Holzhacken können, Brotbacken, Schmieden, Eselreiten? Gut, Bäume, Vögel und Sternbilder zu unterscheiden, ist ganz interessant – aber braucht's dazu geschlagene acht Monate?


Natürlich malt Pablo hier auch. Neue Motive, Tiere, Hirten, Bauern. Als sich die Freunde noch weiter in die Gebirgs-

samkeit flüchten, entstehen Landschaften. Doch wichtiger ist die Erfahrung eines Lebens im Einklang mit der

Natur. Das ist alles andere als paradiesisch. Pablo sieht, wie die Menschen ihr Brot der Erde abtrotzen müssen. Er lernt die Härten am eigenen Leib kennen, beim Feuermachen, beim Schlafen auf Heu und beim Baden im eisigen Wasserfall. Zu essen gibt's bestenfalls mal einen Wildhasen, meist aber »körnigen Reis, cremigen Reis, fetten Reis, mageren Reis, Milchreis, Reissuppe«. Bald laufen die beiden in der Einöde nur noch mit Lendenschurz herum. Wie vorzeitliche Wilde bepinseln sie ihre Wohnhöhle mit allerlei Zeichen und Getier. Der junge Zigeuner, der sie auf die Höhen geführt hat und immer wieder auftaucht, wird für Pablo zum Inbegriff des Naturburschen. Welche Gewandtheit besitzt der auf seinem Terrain, welches natürliche Wissen und, vor allem, welche Freiheit! Pablo liebt und bewundert ihn. Die zwei schließen Blutsbrüderschaft. Manuel fühlt sich vernachlässigt. Später sagt

**Picasso! Das ist ein Name,
den die Welt versteht.**





Pablo über ihn: »Pallarés war wie ein Stück trockenes Brot.« Der Freund versteht nicht, dass Pablo bei dem Zigeuner eine Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit sieht, die er selbst gern hätte, ja vielleicht sogar hat, tief im Inneren, verborgen unter der aufgepfropften Zivilisation. Das Beispiel des Jungen ermutigt ihn, diese Seiten in sich zu entdecken und für seine Kunst fruchtbar zu machen.

Vor der Abreise malt er ein Selbstporträt. Als wolle er's beschwören, schreibt er dreimal »Ich, der König« um den Kopf.

Also Schluss jetzt mit den Regeln und Mustern, die ihm sein Vater und die öde Akademie überstülpen wollen! Als Pablo Anfang 1899 nach Barcelona zurückkehrt, hat er nicht nur eine Vorliebe für Fundstücke und Materialien der Natur als Basis seiner zukünftigen Kunst entdeckt, sondern auch den freien, unzählbaren Zigeuner in sich. Beides wird ihm zeitlebens bleiben.

Zum Nabel der Welt

Wieder daheim, wird Pablos neues Ich gleich auf die Probe gestellt. Als er verkündet, nicht mehr auf die Akademie zu gehen, ist Papa außer sich. Pablo bleibt stur. Er sucht sich ein neues Atelier und neue Freunde. Die haben ihn gefälligst zu bewundern – wie Jaime Sabartés, ein junger Dichter, der ihm aus der Hand frisst. Dann ist da noch Carlos Casagemas, ein vornehm blasses Jüngelchen aus reicher Familie, das sich an seiner Ähnlichkeit mit dem berühmten Komponisten Chopin berauscht. Mit Carlos lässt es sich prima um die Häuser ziehen. Geschlafen wird tagsüber im Atelier. Die Bude ist eh nur mit geschlossenen Augen zu ertragen. Was an Möbeln fehlt, malt Pablo an die Wand – inklusive Tischlein deck

dich und üppigem Dienstmädchen. So ein Dandleben kostet Geld – leider mehr, als Pablo mit Bleistiftporträts und Zeitungsillustrationen verdient.

Auch die Wahl eines seiner Bilder für den spanischen Pavillon auf der Weltausstellung in Paris bringt nichts ein – außer Ehre. Im Stammlokal »Els Quatre Gats« ist er für seine Clique der Held des Tages. Damit hat er's den alten Pinkeln am Nebentisch aber gezeigt, die sich was drauf einbilden, in Paris ausgestellt zu haben! In Paris! Ja, auch Pablo wäre gern da, wo sein Bild jetzt ist. Nicht wegen der Weltausstellung. Paris ist überhaupt *die* Stadt – vor allem, wenn man die Kunst revolutionieren will! Seine Mutter hätte er ja soweit, ihm Reisegeld zu geben... Casagemas' Eltern sind auch schon überredet. Sie erhoffen sich von Paris eine belebende Wirkung auf ihren dösigem Sohn. Da kann auch Don José nicht länger Nein sagen. Er kauft ihm eine Hin- und Rückfahrkarte. Letztere ist Pablo weniger wichtig, aber bitte, wenn's den alten Herrn beruhigt! Vor der Abreise malt er ein Selbstporträt. Als wolle er's beschwören, schreibt er dreimal »Ich, der König« um den Kopf. Jetzt fehlt nur noch die Garderobe zur Eroberung der Weltstadt. Zu edlem Tuch reicht's nicht, wäre auch zu spießig. Etwas feiner darf's aber schon sein, dunkel ist Pflicht, ausgefallen ein Muss – und so besteigen Pablo und Carlos in schwarzen Cordsamtanzügen den Zug nach Paris.

Zwei Farben: Blau und Rosa

Zwei Farben

Im Oktober 1900

**verlässt »König«
Pablo Barcelona.**

Neunzehn Jahre ist er nun alt und gerade mal 1,65 Meter groß. Pablo spricht kein Wort Französisch, als ihn Paris als eine für alles Neue und Moderne zu habende Metropole mit 2,5 Millionen Einwohnern empfängt. Zur Weltausstellung hat sie sich herausgeputzt und zeigt sich wahrhaft im besten Licht – ist doch der Siegeszug der Elektrizität das große Thema der Mega-Veranstaltung. Nachts glitzern die Prachtbauten rund ums Ausstellungsgelände mit dem elf Jahre alten Eiffelturm um die Wette. In grelles Licht sind auch die Boulevards getaucht, jene neuen Rennstrecken für den Verkehr, die sich, gesäumt von Kaufhäusern, Theatern und Restaurants, den Besuchern als herrliche Flaniermeilen anbieten.

Pablo hat Wichtigeres zu tun als offenen Mundes Bewunderung zu mimen. Schließlich will er hier seine Zelte aufschlagen. Er landet im guten alten Künstlernest am Montmartre. Hier sieht er die Kehrseite des strahlenden Paris: enge Gassen, schäbige Häuser, das Ganze nachts stockfinster und gefährlich. Nur die Kneipenszene ist so lebendig wie unten im Zentrum. Doch rund um die Kirche Sacré-Cœur fließen nicht Wein und Champagner,



Picasso macht Schluss mit der akademischen Malerei! Das »Porträt« seines mit Trödel möblierten Ateliers zeigt, dass ihm der neue Stil noch keine Reichtümer einbringt.

sondern Ströme von Bier und Fusel. Zwar ist »alles nur Tamtam, Flitterkram, Pappe«, aber hier tobt das Leben! Und Pablo stößt im Quartier auf eine Künstlerkolonie von Landsleuten, die ihm Bett und Ansprache bieten – die Pariser können nämlich beklagenswert wenig Spanisch! Kaum installiert, beginnt Pablo zu malen. Auf der Weltausstellung hat er Werke von Cézanne gesehen. Und Toulouse-Lautrec, den er schon lange verehrt! Die Motive liegen auf der Straße: Cafés und volkstümliche Ballhäuser wie das »Moulin de la Galette«.

Weihnachten schaut er bei den Eltern vorbei. Vor allem aber bringt er Carlos heim, dem Paris gar nicht gut bekommen ist. Er hat sich in diese Germaine verguckt und ertränkt den Liebeskummer in Alkohol. Dazu faselt er ständig von Selbstmord. Über Málaga, wo Pablo Onkel Salvador mit seinem inzwischen verschlissenen Cordsamanzug und einer Halskette schockt, fährt er nach Madrid. Die Gelegenheit, bei einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten, hält ihn hier fest. Doch die »Junge Kunst«, die keiner will, finanziert sich nur über den Vertrieb eines wunderheiligen elektrischen Gürtels, den auch keiner will. »Mach nur so weiter, dann wirst du was erleben«, droht Onkel Salvador.

Wie um ihn zu bestätigen, erreicht Pablo im Februar die Nachricht von Carlos' Tod. Er hat sich vor aller Augen und im Beisein Germaines erschossen. Pablo ist bestürzt. Als er wieder auf den Montmartre kommt, trifft ihn der Verlust erst richtig. Seltsamerweise zieht er in Carlos' Atelier und lässt sich auf eine Affäre mit Germaine ein. Will er sich das, was vom Freund geblieben ist, gleichsam einverleiben? Fühlt er sich, weil er sich nicht mehr um Carlos gekümmert hat, schuldig – wie damals am Tod seiner Schwester? Dass Pablo verstört ist, zeigen seine Bilder. Nicht nur, dass er Carlos auf dem Totenbett malt. Auch die anderen Werke sind nun in ein melancholisches blaues Licht getaucht. Die »Blaue Periode« hat begonnen.

Das blaue Zimmer

»Dieser junge spanische Maler, der seit kurzem bei uns weilt, liebt das moderne Leben... Wir haben einen neuen Komponisten leuchtender Farben vor uns, der mit strahlenden Rot-, Gelb-, Grün- und Blautönen arbeitet.« Pablo stellt 1901 in der bekannten Galerie Vollard Werke seines ersten Paris-Aufenthalts und der Zeit vor Carlos'

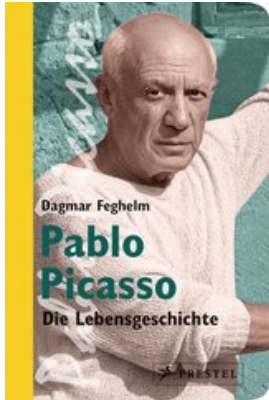
Tod aus. Diese Bilder sind noch voller Leben und geprägt

von Einflüssen anderer Künstler wie Delacroix, Manet, Monet, van Gogh, Toulouse-Lautrec und Degas. Die Kritik ist hin- und hergerissen von diesem »echten Maler«, der »die Farbe liebt«, und seinem »Ungestüm«. Letzteres könnte ihn – Achtung: erhobener Zeigefinger! – »zu oberflächlicher Effekthascherei und leicht verdientem Erfolg verleiten«. Vielleicht wäre es besser, nicht gleich drei Bilder an einem Tag zu malen?

Noch kann von »leicht verdientem Erfolg« keine Rede sein. Noch 1905 ist ein Bild wie »Das blaue Zimmer« (Abb. S. 21) beim Trödler für zehn Francs zu haben. 1901 gemalt, zeigt es Pablos Atelier. Nur der Kenner sieht die »Einflüsse von«, jedes Kind aber kann sehen, wie weit sich Pablo von »Wissenschaft und Nächstenliebe« entfernt hat. Nun gibt es keine sauber konstruierten Zimmerecken mehr und damit auch keinen Raum. Alles ist wie ein flaches Muster ausgebreitet, ohne Rücksicht auf nah und fern, Licht und Schatten. Wie musste dieses hingerotzte Bett ein akademisch geschultes Auge verletzen! Statt scharfer Umrisse und gekonntem Faltenwurf ein locker hingepinseltes, mit der Wand verschmelzender wolziger Polsterhaufen, ein höchst zerwühlter noch dazu! Wer da eben noch lag, ist ja wohl klar und ebenfalls skandalös. Da steht diese Frau in einem alle Gesetze der Perspektive verhöhrenden Waschzuber – unbekleidet! Nackt wie eine

Noch kann von leichtverdienstem Geld keine Rede sein.





Dagmar Feghelm

Pablo Picasso
Die Lebensgeschichte

Gebundenes Buch, Pappband, 112 Seiten, 13,0x20,0
16 farbige Abbildungen, 5 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-7913-7035-4

Prestel

Erscheinungstermin: August 2010

Ein Leben der Leidenschaft

Pablo Picasso begann mit sieben Jahren Kunstunterricht bei seinem Vater zu nehmen und hörte bis zu seinem Tod mit 91 Jahren nie mehr auf zu malen und zu gestalten. Wie kaum ein anderer hat er die Kunst des 20. Jahrhunderts geprägt. Zeit seines Lebens hat er sich bemüht, den künstlerischen Blick eines Kindes zu bewahren. Als Mensch war Pablo Picasso impulsiv, egozentrisch und kompromisslos, als Künstler von unerschöpflicher Schaffenskraft.



[Der Titel im Katalog](#)